

Morteratsch Litera-Tour

Von Ueli Blum und Franziska Senn,
bearbeitet und ergänzt von Dr. phil. Cordula Seger
Stand 27. Februar 2015

11) Guy Krneta: Yin Yang, 2004

Das Engadin war schon immer ein bewegtes Tal: Als Söldner, Zuckerbäcker und Kaffeeröster zogen die Engadiner aus und kamen wieder zurück, investierten das anderswo verdiente Geld in prachtvolle Häuser und in den aufstrebenden Tourismus. Entsprechend gehören Fremdsein und Heimischwerden im Engadin seit jeher eng zusammen. Gerade dieses Sowohl-als-auch beschreibt der gebürtige Berner Schriftsteller und Theaterschaffende Guy Krneta in seinem Text «Yin Yang» von 2004...

Es gibt Landschaften, wo man zum ersten Mal hinkommt und meint, man sei hier zuhause. Die Matten, die Berge, die Sonne, der Wald und die Gletscher tun, wie wenn sie nur für einen selber gemacht wären. Als würden sie warten, seit Jahrhunderten, dass man endlich kommt. Um einen, wenn man da ist, mit dem Gefühl zu überwältigen: Hier werde man erwartet. Hier gehöre man hin. Hier sei man im Grunde genommen schon immer gewesen. In dieser Landschaft fühle man sich verstanden, von sich selber. Aufgehoben in der eigenen Haut. Hier wolle man die Zelte aufschlagen, einen Stall ausbauen, alt werden und ewig sein.

Bis einem plötzlich jemand entgegenkommt. Ein alter Mann, ein Bauer, eine asiatisch aussehende Gestalt. Die nicht so recht in die Landschaft passt. Die einen freundlich grüsst, in einer Sprache, die einem bestens vertraut ist, ohne Akzent. So dass man sich fragt, wo der jetzt eigentlich herkommt. Was der da treibt. Mit seinem Aussehen, das so gar nicht in die Landschaft passt. Mit der Sprache, die so gar nicht zu seinem Aussehen passt.

So dass einem nichts anderes übrig bleibt, als zurückzegrüssen und zu sagen: Es sei schön hier. Die Matten, die Berge, die Sonne, der Wald und die Gletscher. Es sei wie Heimkommen.

Und der einem sagt: Jaja, das sagten alle. Alle, die hier herkommen, meinten, sie kämen heim. Aber die, die hier leben, die hier zuhause seien, ziehen fort. Weil es kein Auskommen gäbe für sie. Weil es ihnen zu eng werde, hier. Weil es zuwenig Sexualpartner gäbe für alle.

Er lebe seit einunddreissig Jahren hier. Die Liebe habe ihn hergeführt. Aber wenn man länger hier sei, erschöpfe sich die. Wenn man sehe, wie die Matten langsam verwaldeten, die Gletscher wegschmelzen, die Sonne immer aggressiver werde und die Landschaft



meine, immer wieder neue Leute anlachen zu müssen. Die meinten, hier daheim zu sein. Einen Stall ausbauen zu müssen.

Um später zwei Wochen im Jahr hier zu sein und den ausgebauten Stall fünfzig Wochen im Jahr leer stehen zu lassen. Und meinten, stolz sein zu müssen auf die Landschaft, die mit ihnen im Grunde genommen nichts zu tun habe, ausser, dass sie hier in der Nähe geboren seien. Und ihm, wegen seinem Aussehen, die Berechtigung absprächen, hierher zu gehören. Zu verlangen, dass er immer noch dankbar sei, in dieser Landschaft sein zu dürfen, nach einunddreissig Jahren, als bald noch Einziger hier. Wie lange man eigentlich an einem Ort leben müsse, um nicht mehr dankbar sein zu müssen. Eine Generation, zwei Generationen oder länger?